

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4076) vierteljährlich mit der „Neuen Welt“ 2.25 Mk., für 2 Monate 1.50 Mk., für 1 Monat 75 Pfg. exkl. Bestellgeld.

**Chefredaktion:**  
**Dr. Bruno Schoenlant.**

**Inserate** werden die halbpaltene Zeitspaltzeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I, Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Zum Monatswechsel

fördern wir unsere Leser und Fremde zur regen Agitation für die weitere Verbreitung unseres Blattes auf. Neben den allgemein bedeutsamen Fragen, die gegenwärtig das Interesse der Parteigenossen bewegen, insbesondere der Erörterung des Programmwerfs, wird die Leipziger Volkszeitung auch ferner den politischen und wirtschaftlichen Ereignissen ihre volle Aufmerksamkeit widmen und daneben durch Pflege eines guten Unterhaltungssteils, durch Berichte über Litteratur und Kunst, wie durch wertvolle Erzählungen allen vernünftigen Ansprüchen zu genügen suchen. Möge die Unterstützung der Leser und Parteigenossen uns hierbei förderlich sein und eine stetige Ausdehnung des Leserkreises uns die Möglichkeit der Berücksichtigung aller Interessen in stets steigendem Maße bieten. Darum werdet Leser und Verbreiter der Leipziger Volkszeitung!

**Redaktion und Verlag der Leipziger Volkszeitung.**

Leipzig, 29. Juli.

Einen Hausierschein auf den Patriotismus haben die Erbpächter von Bildung und Besitz geliebt, und ihr vaterländischer Sinn ergötzt sich an den blutigen Erinnerungen des Kriegsjahres 1870. Auf dem Markte der Eitelkeiten steht der nationale Begeisterungspulver, sorgsam abgestäubt und aufgepinselt, gar hoch im Preise, und die Brüderchaft der Gewohnheitsbettler klopft nicht umsonst an bei städtischen Schatzmeistern, wenn sie Festspenden heischt. Wie Salatskandeln schmecken die Gedenkblätter ins Kraut, und der Musterbürger schmaust vergnüglich von dem geschichtlichen Heringsalat, den ihm die gefälligen Köche der Bourgeoispreffe angerichtet haben.

Wäre es deshalb nicht barbarisch, wollten wir schweigend diesem Jubel vorbeigehen? Nichts von der Emser Depesche, auch nicht davon wollen wir erzählen, wie in dem mörderischen Kriege von 1870/71 die französischen Verluste sich auf 80 000 Tote, die deutschen Verluste auf 6247 Offiziere und Aerzte und 123 453 Mann, darunter 41 000 Tote, belaufen haben. Vier Jahre gehen wir zurück, in die Epoche, da der Brief Gustav Freytags an Lothar Bucher geschrieben ward über das „niedliche, kleine Agitationchen“,

da die sächsische Loyalität im Heiligenscheine der Leipziger Resolution erglänzte.

Und war es nicht auch ein Sachse, ein Dresdener Kind, eines sächsischen Generals Sohn, den später die Schellenkappe der Socialistensterei schmücken sollte, war es nicht H. v. Treitschke, der, ein „Leibhufar der Hohenzollern“, die Annexion seines Heimatlandes durch Preußen forderte? Nun ist der preussische Hofhistoriograph das Schicksal des Nationalliberalismus, ihn feiern die Kämpen des Leipziger Tageblattes und der Neuesten Nachrichten als den großen Meister der Forschung, als den edlen Patrioten.

Vor uns liegt eine kleine fast verschollene Schrift in citronengelbem Umschlage: Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. Von Heinrich v. Treitschke, Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 1866. Sie ist erschienen während des Bruderkrieges, als sich das Schicksal Deutschlands auf den böhmischen Schlachtfeldern entschied. Der sächsische Generalssohn schrieb damals über die Höfe von Hannover, Sachsen, Hessen:

„Drei Dynastien sind reif, überreif für die verdiente Vernichtung; ihre Wiedererhebung wäre eine Gefahr für die Sicherheit des neuen deutschen Bundes, eine Verhängnis an der Stütze der Nation.“ (A. a. D. S. 8.)

Wie dachte der berufene Vorkämpfer gegen „Umsturz“, der Advokat des schmählichen Socialistengesetzes, über das „Gottesgnadentum“, über das „historische Recht“?

Mit der Befehlzung der kleinen Kronen vollzieht sich nur ein Akt der historischen Notwendigkeit. Wer aus der Vergangenheit aller Nationen Europas noch immer nicht gelernt hat, daß die Kleinstaaterei in gereisten Kulturvölkern keine Stätte hat, dem müssen endlich die Augen sich öffnen. . . . Die Hülle preussischer Phrasen, womit man so lange die Geheimnisse des mittelstaatlichen Lebens verdeckte, ist durch das Schwerth hinweggerissen, und darunter tritt zu Tage — eitel Fäulnis und Moder.“ (A. a. D. S. 9.)

Wie soll Preußen mindestens verfahren?

Wenn Preußen etwa den Leipziger Kreis . . . beanspruchte, so würde selbst die Mühsal des Auslandes solche Forderungen bescheiden und selbstverständlich finden. . . . Es leuchtet ein, daß der Berliner Hof die besiegten Feinde härter behandeln muß als die treuen Genossen, er wird die Höfe von Dresden und Hannover, wenn sie je wiederkehren, sozusagen unter Polizeiaufsicht stellen (a. a. D. S. 11).

Treitschke empfiehlt die „Einverleibung der occupierten Länder“ in den preussischen Staat. „So ist der sittliche und wirtschaftliche Gewinn für beide Teile zweifellos.“

Wenn der Obersache in Eilenburg und Torgau sich stolz und glücklich als preussischer Bürger fühlt, so wird auch der Obersache von Würzen und Leipzig sich leicht an die preussische Herrschaft gewöhnen. Der sichere Blick der Leipziger und Chemnitzer Geschäftswelt hat längst begriffen, daß die materiellen Interessen in einem Großstaate auf die Dauer nicht nothleiden

können. . . . Dresden endlich ist ein großer Babcock, eine Ruhestätte für Pensionäre und reiche Fremde, die der Reiz der Natur und der Kunstschätze anzieht. . . . Daß in einem gebildeten Volke eine Stadt von 150 000 Einwohnern bestehen kann ohne eine Spur ernsthaften Parteilbens. . . . — das Bild eines schalen und schlaffen Philistertums ist vielleicht der stärkste Beweis für die entwerrenden Wirkungen der Kleinstaaterei (a. a. D. S. 13, 14).

Der Nutzen der Annexion? „Die Einverleibung in den preussischen Staat wird für alle gesunden, arbeitenden Klassen des Volkes ein reiner Gewinn sein. Darunter leiden werden nur die unmittelbaren Umgebungen der kleinen Höfe, der kleinere, unfähige Teil des Beamtentums, der arme Adel, der in den zahlreichen Sinekuren (Pfründen) der Kleinstaaterei willkommene Versorgung für seine unbrauchbaren Söhne findet, endlich die Eitelkeit und Nechthaberei des Professorentums (a. a. D. S. 14, 15).“

Nur in vorsichtigem Auszuge aber sei wiedergegeben, was der Patriot von Treitschke über das Haus der Albertiner sagt:

Nächst dem Hause Habsburg hat kein anderes Fürstengeschlecht die Jahrhunderte hindurch sich schwerer versündigt an der deutschen Nation, als das Haus der Albertiner. Ein geeigneter Gau in der Mitte des Vaterlandes, früher schon bedeutend in den Tagen der Naturwirtschaft durch den Segen seiner Berge, die Wiege der Reformation, die führende Macht des deutschen Protestantismus — so zukunftsreich stand Obersachsen vor dreihundert Jahren, und wie tief ist es gesunken durch die — — — — — (a. a. D. S. 15, 16).

Und nun entrollt Treitschke ein Bild vom Wirken der Albertiner, grau in grau gemalt, bis zum Jahre 1866. Von König Johann heißt es:

König Johann ist aus freiem Entschlus ein Vasall des Hauses Lothringen geworden. Mag er es bleiben und als Standesherr in Böhmen ein sorgenreiches Leben führen; seine Kronschätze sind ja gerettet. In dem neuen Deutschland ist für österreichische Vasallen kein Raum. Auch ein Personenwechsel kann nicht genügen — — — — — (a. a. D. S. 19, 20).

Keine Restauration, warnt Treitschke, der geschichtliche Barde der Königstreue und der sittlichen Weltordnung. „Man male sich die Scene aus, wie König Johann einzieht in seine Hauptstadt, wie der allzeit getreue Stadtrat von Dresden den — — mit Worten des Dankes und der Verehrung empfängt, wie rautenbekränzte weiß und grüne Jungfrauen sich neigen vor der — — — Krone, wie ein anderer Mahlmann die läppischen Gefänge der partikularistischen Dichtkunst erschallen läßt: „Das Weissen blüht, die Raute grünt wieder“ — wahrhaftig, schon der Gedanke ist ekelregend. Es wäre ein Auklid, wie wenn erwachsene Männer mit Bleisoldaten und Schaukelpferden spielten

## Seuilleton.

281 Nachdruck verboten.

### Das Gemeindegeld.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

Als Pavel wiederkam, fand er alles in Ordnung; Virgil hielt wirklich treue Wacht, verlangte dafür nicht Lob noch Lohn und fragte nur immer:

„Wirst nicht zur Alten kommen?“  
Pavel ließ ihr sagen, von ihm aus könne sie im Frieden sterben, aber besuchen wolle er sie nicht mehr. Der Hauptgrund seiner Weigerung war die Furcht, Winka bei ihrer Mutter zu treffen und ihr dort nicht ausweichen zu können, was er sorgsam that, seitdem sie die Frau Peters geworden. Und wie er die Augen von ihr wandte, wenn er ihr begegnete, wie er jeder Kunde von ihr so viel als möglich sein Ohr verschloß, so verjagte er sogar jeden Gedanken an sie, der sich ihm unwillkürlich aufdrängen wollte.

Sie hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und er hatte ihr geholfen, es zu erreichen; jetzt sollte es aus sein. Was peinigte ihn denn noch, seinem Willen entgegen, stärker als seine eigene Stärke, was quälte ihn bei ihrem Anblick? Er kreuzte die Arme über dem Herzen und murmelte mit einem Fluche: „Klopf nicht!“ — Aber sein Herz klopfte doch, wenn die schöne Bäuerin vorüberschritt oder vorüberfuhr, in demselben Wägelchen, in dem ihr Mann, vor nun anderthalb Jahren, Pavel zu Gericht geführt hatte. Sie bemühte sich, glücklich auszugehen; es wirklich sein, konnte sie kaum. Peter war ein tyrannischer und geiziger Ehe-

herr, der alle Voraussetzungen der Virgilova zu nichte gemacht hatte. Seine Schwiegereltern durften ihm nicht ins Haus; das wenige, was Winka zur Verbesserung ihrer Lage thun konnte, geschah im geheimen unter Furcht und Zagen.

Sie selbst lebte im Wohlstand, hatte mit Gepränge die Taufe ihres zweiten Kindleins gefeiert, aber wie das erste, bald nach der Hochzeit geborene, war auch dieses, wenige Wochen alt, gestorben, und bereits hieß es im Dorfe: Die bringt kein Kind auf.

Pavel war gerade dazugekommen, als man den kleinen Sarg ganz still und wie in Beschämung aus dem Thor hinausgeschaffte. Und ein Schluchzen hatte er aus der Stube dringen gehört, ein Schluchzen, das ihm durch die Seele ging und ihn an die Stunde mahnte, in der diejenige, die es ausstieß, an seiner Brust gelegen und ihn bestürzt hatte mit ihren Bitten und berauscht mit ihren Liebeslungen.

Den Tod des zweiten Entels erlebte die Virgilova noch, kurze Zeit darauf schlug ihr letztes Stündlein nach schwerem, fürchterlichem Kampfe.

Der Geistliche hatte von ihrem Pfähel nicht weichen dürfen; noch im Verweheln verlangte sie nach Segen und Gebet, in ihren brechenden Augen war noch die Frage zu lesen: Ist mir verziehen?

Mit Gleichgültigkeit nahm Pavel die Nachricht ihres Todes auf und blieb unberührt von den Wehklagen, die Virgil über den Verlust anstimmte. Der Trost, den er dem Witwer angebeten ließ, lautete: „Kein Schad' um die Alte“, und Virgil unterbrach die Ergüsse seines Schmerzes, richtete die Augen zwinlernd auf Pavel und fragte halb überzeugt: „Meinst?“

Dies begab sich zu Ende des Sommers, und am ersten

Sonntag, der dem Ereignis folgte, ließ der Pfarrer Pavel zu sich beschleiden.

Es war nach dem Segen; der Geistliche saß in seinem Garten auf der Bank unter dem schönen Birnbaum, dessen Früchte sich bereits goldig zu färben begannen, ganz vertieft in das Lesen eines Zeitungsblattes. Pavel stand schon ein Weilchen da, ohne daß er es wagte, den Pfarrer anzusprechen, bevor dieser das kleine, blasse, von einem breitkrämpigen Strohhute beschattete Gesicht erhob und nach einigem Zögern sagte:

„Dir ist Unrecht geschehen.“ Sein Blick glitt an Pavel vorbei und richtete sich in die Ferne; „Du hast am Tod des Bürgermeisters keine Schuld.“

„Freilich nicht,“ entgegnete Pavel, „die Kinder laufen mir aber doch nach und schreien: Giftmischer! . . . Ich möchte den Herrn Pfarrer bitten, daß er ihnen verbietet, mir nachzurufen: Giftmischer.“

„Meinst Du, daß sie es mit meiner Erlaubnis thun?“ fragte der Pfarrer gereizten Tones.

„Und die Alten,“ fuhr Pavel fort, „sind auch so. Dreimal hab' ich kleine Fichten gepflanzt auf meinem Grunde, etwas anderes wächst ja dort doch nicht. Dreimal haben sie mir alles ausgerissen. Sie sagen: Dein Haus muß frei stehen, man muß in Dein Haus von allen Seiten hineinschauen können, man muß wissen, was Du treibst in Deinem Haus.“

Der Pfarrer räusperte sich: „Um, hm. . . Das kommt daher, daß Du einen so schlechten Ruf hast. Du mußt trachten, Deinen Ruf zu verbessern.“

Pavel murmelte: „Ich hab' mein Zeugnis vom Amt.“  
„Nützt alles nichts, wenn die Leute nicht d'ran glauben,“ sprach der Geistliche. „Auf den Glauben kommt es an, im großen wie im kleinen. Zu Deiner ewigen Seligkeit brauchst